

Torsten Bewernitz:
Global X.
Kritik, Stand und Perspektiven
der Antiglobalisierungsbewegung,
Unrast-Verlag Münster 2003,
205 S. (14 €)

Bei mancher Diplom-, Examens- oder Magisterarbeit mag es schade sein, daß sie nur einem kleinen Leserkreis zugänglich gemacht wird. Im vorliegenden Fall aber wäre es umgekehrt sehr viel besser gewesen, wenn die politologische Magisterarbeit von Torsten Bewernitz nicht zu einem veritablen Buch ausgebaut worden wäre. Es handelt sich nicht um eine an sich wünschenswerte Momentaufnahme des Standes der Globalisierungskritik, wie der Untertitel verspricht, sondern um einen Einblick in das Gefühlsleben eines Revolutionsromantikers, der abstruse Theorien fern der politischen Wirklichkeit entwickelt.

Bewernitz kritisiert beispielsweise die in der Öffentlichkeit vergleichsweise erfolgreichen Globalisierungskritiker von attac von einem Standpunkt, den er selbst wahrscheinlich als links verstehen würde. Attac, das sich für jeden, der den Zusammenschluß einigermaßen objektiv verfolgt, erkennbar um fundierte Aufklärung über die neoliberale Globalisierung bemüht, organisiere »emotionale Empörung«, trenne analytisch zwischen Staat und Kapital (die der Autor gleichsetzt) und wolle in »klassischer Politik-Bürokratie-Manier« Mitglieder fangen.

Nun müßte man sich mit solcher Kritik auseinandersetzen, wenn sie einigermaßen fundiert daherkäme. Das aber ist nicht der Fall – die Polemik wird eher pamphletartig vorgetragen. Die UN ebenso Agent der kapitalistischen Globalisierung wie die WTO? Die EU gleich USA, alles ohne Differenzierung ebenso zu bekämpfende Gegner wie die Nationalstaaten? Das glaubt der Autor tatsächlich, und bei der Bekämpfung des globalen Kapitalismus kann seiner Auffassung zufolge auf Bündnispartner weitgehend verzichtet werden, nicht aber auf gewaltbereite »Globalisierungskritiker«.

Diese auszugrenzen hält Bewernitz für einen Fehler der »Bewegung«. Zu diesem Be-

griff: Kaum glaublich ist die Ignoranz, mit der der Autor den Bewegungscharakter der Globalisierungskritik »untersucht«. Tatsächlich bezieht Bewernitz seine »Analyse« auf zwei – zudem ältere – Lexikonartikel zu »Neuen sozialen Bewegungen«, wobei Empirie durch kräftige, sich indes teilweise widersprechende Behauptungen ersetzt wird.

Der Rezensent meint, daß auch menschenfreundliche, also linke und globalisierungsskeptische Menschen ein Recht darauf haben, ihre knappe Lebenszeit nicht durch solche Rezensionenaufträge verkürzt zu bekommen. Da er nun schon fast acht Stunden auf Lektüre des Buches und Abfassung dieses Textes verwendet hat, erfolgt abschließend die dringende Warnung an alle, auch noch Zeit und/oder Geld auf dieses Werk zu verschwenden.

FRIEDHELM WOLSKI-PRENGER

Jay Y. Gonen:
The Roots of Nazi Psychology.
Hitlers Utopian Barbarism,
The University Press
of Kentucky Lexington 2000,
240 pp (\$ 19.95)

Verhältnismäßig spät nahm die Forschung nach dem Zweiten Weltkrieg die nationalsozialistische Ideologie ernst. Im Westen herrschte zur Zeit des Kalten Krieges die identifizierende Totalitarismustheorie vor, der es vor allem daran gelegen war, die antiliberalen Elemente in Theorie und Praxis der stalinistischen Sowjetunion auf der einen und des »Dritten Reiches« auf der anderen Seite herauszuarbeiten. Im übrigen wurde die nationalsozialistische Ideologie nicht selten als machiavellisches Kalkül behandelt, das von seinen Protagonisten vorwiegend zum Zwecke der Propaganda und der Massenbeeinflussung instrumentalisiert worden sei. Im Ostblock dagegen versuchte zwar Georg Lukács aus marxistischer Perspektive, die Hegemonie eines imperialistischen Irrationalismus im Denken der deutschen Intelligenz aufgrund des »deutschen Sonderweges« nachzuweisen. Doch eine ideengeschichtliche Engführung auf die Ideologie Hitlers sucht man in seinem Ansatz

vergebens. Vorherrschend im kommunistischen Herrschaftsbereich war vielmehr die Tendenz, den Nationalsozialismus ökonomistisch als Ausfluß der imperialistischen Tendenzen des deutschen Kapitals zu erklären, der den Faschismus ohne Rest für seine Interessen instrumentalisiert habe. Ein Wechsel der Perspektive ergab sich erst in den siebziger und achtziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts mit den Arbeiten Ernst Noltes, Rudolph Binions, Eberhard Jäckels und anderer. Sie legten nicht nur die Wurzeln der Nazi-Ideologie frei. Darüber hinaus gelang Jäckel der Nachweis, daß Hitlers »Weltanschauung« bereits in den zwanziger Jahren als relativ in sich konsistentes System – ungeachtet seiner irrationalen Prämissen – ausgearbeitet vorlag.

Jay Y. Gonen knüpft an diese Arbeiten an, aber er führt sie durch die interdisziplinäre Verbindung von Ideologierekonstruktion, psychoanalytischer Deutung und der Einbettung mythischer Geschichtsbilder der jüngeren deutschen Geschichte in seine Darstellung innovatorisch weiter. In den Kapiteln »Die jüdische Gefahr« (S. 17-69), »Das Führerprinzip« (S. 71-97), »Die Eroberung des Lebensraums« (S. 99-136) und »Der völkische Staat« (S. 137-168) verdeutlicht er zunächst, daß Hitler keineswegs ein nur taktisches Verhältnis zu seiner »Weltanschauung« hatte. Vielmehr war sie für ihn ein politisch »existentielles Programm«, an dem er Zeit seines Lebens unbeirrt als letzte Orientierungsnorm seiner Politik festhielt. Hitlers Denken, so Gonen, war beherrscht von der mythischen Vorstellung eines Endkampfes um das Schicksal der Welt, die Gonen in der schlimmsten Tradition messianischer Eschatologie verankert sieht. Seine Ideologie sei Ausfluß einer defizitären Welt gewesen, die in Wirklichkeit als Projektion einer zutiefst beschädigten Gruppenidentität der Deutschen selbst anzusehen sei. Nach dieser Projektion, so Gonen, erschien Hitler die Welt durch und durch verdorben, weil sie, von einer jüdischen Macht durchdrungen, die Weltherrschaft in einem globalen Staat ohne Grenzen anstrebte. Die Gefahr, so das Wahnbild Hitlers, vergrößere sich dadurch dramatisch, daß das arische Volk, bereits durch das Judentum »kontaminiert«, seinem Feind hilflos ausgeliefert sei, der die offene Konfrontation meide und durch indirekte Methoden seine Ziele desto effektiver durchzusetzen suche.

Von dieser »Zeitdiagnose« ausgehend, kann Gonen zeigen, wie die Säulen der Weltanschauung Hitlers, nämlich die »Jüdische Gefahr«, das »Führerprinzip«, die »Expansion des Lebensraums«, der »Völkische Staat« und schließlich der Holocaust an den Juden in Europa strukturell zusammenhängen. Inmitten der gefallenen Welt gibt es Hitler zufolge, so Gonen, nur noch eine intakte Kraft des authentischen Guten: Es ist der geniale Führer selbst, der die magische Fähigkeit hat, die ewigen historischen Wahrheiten intuitiv zu erfassen. Den Juden als das »reine Böse« tritt der »Führer« als Verkörperung des »absolut Guten« gegenüber. Er allein sei in der Lage, aus der dumpfen Masse der Deutschen ein rassistisch bewußtes Volk zu gestalten. Doch setze diese Transformation eine wichtige Übereinkunft voraus: Nur wenn sich das Volk dem Willen des Führers ohne Rest unterwirft, kommt jene magische Kraft zum Tragen, welche der dämonischen Kraft des Verfalls Einhalt gebietet. Ist dies geschehen, kann das Volk erstarken, weil sein kollektiver Wille mit dem individuellen Willen des Führer verschmilzt. Es mutiert jetzt als Kollektiv zur Elite der »Herrenmenschen«, deren historische Mission darin besteht, eine Welt zu unterwerfen, in der territorial klar gezogene Grenzen die unsichtbaren grenzüberschreitenden Infektionsherde des international agierenden Judentums ausschalten werden. Freilich setzt diese Form der »Erlösung« sowohl im Innen- als auch im Außenbereich nach der Weltanschauung Hitlers voraus, »daß ein mystischer Kampf um das Schicksal der physischen und psychologischen Welt nicht mit dem Sieg der Juden und der Niederlage der Arier endet, sondern eher mit dem Überleben der Arier und dem Tod der Juden. Ultimative Gerechtigkeit werde sich einstellen wie sie kosmischen Lösungen angemessen ist, d. h. ein Holocaust würde unumgänglich sein« (S. 189).

Niemand hat so stringent wie Gonen mit ideengeschichtlichen, psychologischen und historischen Argumenten nachgewiesen, daß die »Logik« von Hitlers »Weltanschauung« teleologisch auf den Holocaust hinauslief. Aber zugleich entgeht Gonen auch der Gefahr, den Holocaust an den Juden im Blick auf Hitler zu personalisieren: Letzterer bündelte und

exekutierte lediglich Tendenzen der jüngeren deutschen Geschichte und der westlichen Zivilisation, deren Destruktionspotentiale Hitler bereits vorfand. Noch mehr: Erst dadurch, daß sie von den Massen und, wie hinzuzufügen wäre, auch von den Eliten internalisiert waren, konnte es zur Entstehung des Nationalsozialismus als jederzeit durch den Willen des Führers mobilisierbare Massenbewegung kommen. Auch ist Gonen weit davon entfernt, die nationalsozialistische Ideologie als »deutschen Nationalcharakter« zu ontologisieren. Ausdrücklich hebt er dessen *historische* Qualität hervor, wenn er die neuen Rahmenbedingungen Deutschlands nach dem Zweiten Weltkrieg betont, die eine Wiederholung der »deutschen Katastrophe« des dreißigjährigen Krieges von 1914 bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges unwahrscheinlich machen (S. 208-211).

Dennoch sind trotz der großen Erkenntnisgewinne, die Gonen's Untersuchung bringt, zwei Einschränkungen zu machen. Einerseits hat der Leser den Eindruck, als habe sich der exterminatorische Antisemitismus der Nazis gleichsam im Selbstlauf durchgesetzt. Dem gegenüber zeigen die Arbeiten Broszats und Mommsens, daß sich der Primat nationalsozialistischer Ideologie erst in dem Maße durchsetzen konnte, wie die konservativen Stützkräfte der ehemals preußischen Beamten-schaft, der Armee und der Großindustrie durch interne Spaltungen in die Defensive gerieten und der *charismatische* Führungsstil Hitlers gegenüber der *legalen* Herrschaftslegitimation der traditionellen Eliten hegemonial wurde. Andererseits wendet Gonen den Utopiebegriff auf einen Gegenstand an, der auf ihn nicht paßt. Hitler selbst hat sich ausdrücklich als »Anti-Utopist« verstanden. Und seine Vision eines hierarchisch nach dem Führerprinzip aufgebauten »Völkischen Staates« widerspricht in allen wesentlichen Punkten dem, wofür die utopische Alternative seit Morus' Ideengeschichte geschrieben hat: Statt Gemeineigentum am Boden und an den Arbeits- und Produktionsmitteln ließen die Nazis die bürgerlich-kapitalistischen Besitzverhältnisse unangetastet. Statt auf die Vernunft in ihrer kollektiven Spielart zu setzen, griff Hitler auf die Manipulationsmittel des Zaubers und der magischen Rituale zurück. Statt den Frieden als das höchste Gut anzusehen, war für ihn der

Krieg der Rassen das sozialdarwinistische Prinzip historischer Dynamik. Statt das Potential aller produktiven Fähigkeiten des Menschen zu entwickeln, feierte Hitler, wie Gonen selbst nachweist, die Renaissance des Barbarentums unverhohlen als die richtungweisende Perspektive der Zukunft.

Und selbst Gonen's Rekurs auf Mannheim's weiter gefaßten Utopiebegriff (S. 1, 169) erscheint problematisch, weil er diesen zu keinem Zeitpunkt mit vor- oder antizivilisatorischen Inhalten füllte. Im Gegenteil: Utopisches Denken war für Mannheim der Garant der Fortentwicklung der Zivilisation, nicht aber deren Verneinung. In »Ideologie und Utopie« betonte er jedenfalls, »mit dem Aufgeben der verschiedenen Gestalten der Utopie« müßte der Mensch »den Willen zur Geschichte und damit den Blick in die Geschichte« verlieren.

RICHARD SAAGE

Karl Mannheim: Konservatismus,
Suhrkamp Verlag Frankfurt a. M.
2003 (1984),
288 S. (11 €)

Spätestens seit der neoliberalen Wende Anfang der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts, seitdem marktradikale, privatistische und individualistische Konzepte die politische Diskussion bestimmen, muß über Begriffe wie Konservatismus, Traditionalismus und Reformismus neu nachgedacht werden. Dies betrifft insbesondere deren Gleichsetzung mit Begriffen wie Reaktion, Konterrevolution und Antidemokratismus, die aus den ideologischen Debatten des 19. Jahrhunderts resultiert und der aktuellen Lage nicht mehr gerecht wird. Angesichts der Tatsache, daß linke Parteien und Gewerkschaften heute eher »konservativ«, den Status quo verteidigend, als modernistisch agieren, ist hier eine differenziertere, in bestimmter Hinsicht vielleicht sogar entgegengesetzte Sicht gefragt als noch vor einigen Jahren, als sich zum Beispiel Ludwig Elm mit diesem Thema auseinandersetzte.¹ Für eine derartige Wertung konservativer Positionen kann es durchaus hilfreich sein, auf ältere Literatur zurückzugreifen, so zum Beispiel auf

die Arbeit von Karl Mannheim aus dem Jahre 1925, die 1984 zum ersten Mal vollständig publiziert wurde und die nun als Nachauflage im Taschenbuchformat vorliegt.

Der Text wird mit einem 30seitigen Editorial »Mannheim und der Konservatismus« eingeleitet, worin die Entstehungsgeschichte des Werkes, vor allem aber seine methodologische Bedeutung und Wirkungsgeschichte ausführlich dargestellt werden. Wesentlich dabei ist, daß Mannheim den Konservatismus weder als politisches Programm noch als theoretisches System begriffen hat, sondern als Denkstil und Glaubensbekenntnis. Seine Studie ist mithin vor allem eine »paradigmatische Untersuchung der sozialen Entstehungsgeschichte politischer Glaubenssätze« (S. 13). Seine Aufmerksamkeit gilt der Differenzierung von Begriffen und Erkenntnismethoden als Grundlage »intellektueller Strategien«. Er grenzt sich damit ab von vermeintlich objektivistischen Darstellungen, aber auch von marxistischen, ideologieenthüllenden Interpretationen, wie man sie zum Beispiel bei Georg Lukács findet. Es geht ihm vielmehr darum, die »Verwurzelung« konservativer Denkmuster, ihre »seinsmäßige Verankerung« in bestimmten Verhältnissen, aufzuzeigen und zu erklären. So schreibt er: »Das zentrale Problem jeder Wissenssoziologie und Ideologieforschung ist die Seinsgebundenheit allen Denkens und Erkennens.« (S. 47) Davon ausgehend wird die These aufgestellt, daß sich in Deutschland in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts »parallel mit der sozialen und politischen Differenzierung eine Differenzierung der Denkstile« (S. 52) ausgebildet hat, womit eine »schroffe Spaltung« des Denkens in »zwei ›Logiken« verbunden ist, so daß sich schließlich nicht nur verschiedene Interessen gegenüberstehen, sondern »Welten«, daß »Welten gegen Welt kämpfen« (S. 73): Auf der einen Seite, hervorgegangen aus der Aufklärung, der Liberalismus, auf der anderen Seite, basierend auf der Romantik, der Konservatismus. Im weiteren wird dann der konservative Denkstil näher betrachtet. Hervorstechend ist dabei dessen »Gegensätzlichkeit zum liberalen Rationalismus in all seinen Formen« (S. 29) – eine Passage, die geradezu danach ruft, auf die gegenwärtigen Verhältnisse angewendet zu werden.

Mannheims Schrift vermittelt tiefe Einsichten in das Wesen der Romantik, welche »als erlebnismäßige Reaktion gegen das aufklärerische Denken ... (diesen philosophischen Exponenten des bürgerlichen Kapitalismus) die früheren, im Versinken begriffenen Lebenshaltungen und Inhalte aufgriff, bewußt herausarbeitete und dem rationalistischen Denkstil entgegengesetzte« (S. 84 f.). Dabei sei, so Mannheim, die »Denkweise« von größerer Bedeutung als der »Denkinhalt«. Einen wesentlichen Zug konservativen Denkens sieht er im »Sichklammern an das unmittelbar Vorhandene, praktisch *Konkrete*« (S. 111), weshalb sich ein konservativer Reformismus auf »das Verbessern« des Systems beschränkt, auf den Austausch von Einzeltatsachen, auf Reformen innerhalb der bestehenden Ordnung, während die Gegenposition alle Verhältnisse umwerfen und die Gesellschaft revolutionieren will. Exemplifiziert wird dies anhand der Schriften von Justus Möser, Adam Müller, Friedrich Karl von Savigny, Edmund Burke, Friedrich von Gentz u. a.

Das Buch ist reich an Sentenzen und zusammenfassenden Wertungen, insbesondere in vergleichender Hinsicht, um die jeweilige Spezifik einer Denkrichtung deutlich zu machen. So schreibt der Autor zum Beispiel über die Verschiedenheit des Zeiterlebnisses: »Der Progressive erlebt die jeweilige Gegenwart als den Anfang der Zukunft, während der Konservative die Gegenwart als die letzte Etappe der Vergangenheit erlebt.« (S. 121) An anderer Stelle wird die »Sensibilität« des Konservatismus, »der gute Blick«, dem Verstand (»sense«) und der analytischen Gründlichkeit des aufklärerisch-liberalen Denkstils gegenübergestellt (S. 146). Hegelsche Dialektik, spekulatives Denken, Historismus, Irrationalismus, Lebensphilosophie – all das sind Elemente bzw. Konsequenzen der »Gegenlogik«, wie sie der konservative Denkstil hervorgebracht hat. Obwohl Mannheims Arbeit Fragment blieb und insbesondere die Überlegungen zu Hegel nicht zu Ende geführt worden sind, ist es ein lesenswertes Buch, nicht zuletzt wegen des eingangs erwähnten aktuellen Aspekts.

ULRICH BUSCH

¹ Vgl. Ludwig Elm: *Konservatives Denken 1789-1848/49*, Berlin 1989.

Jean Ziegler:
Die neuen Herrscher der Welt
und ihre globalen Widersacher,
Bertelsmann München 2003,
352 S. (22,90 €)

Als Sonderbotschafter der UN-Menschenrechtskommission für das Recht auf Nahrung stellt Ziegler auf Grundlage persönlicher Eindrücke und Erfahrungen auf die wachsende soziale Ungleichheit auf dem Globus ab. Als »unrentable Populationen« (S. 193-212) bezeichnen Ziegler zufolge private Anleger die »less advanced countries« (LAC), die 49 ärmsten Länder der Erde, mit einer Bevölkerung von 640 Mio. Menschen (zehn Prozent der Weltbevölkerung), die weniger als ein Prozent des Welteinkommens erzeugen. Empört fragt er, wie die in der Regel gut ausgebildeten, »praktisch nur von nordamerikanischen Universitäten« rekrutierten Fachleute so blind und ignorant sein können, daß sie »zu idealen Janitscharen des amerikanischen Imperiums« (S. 213) werden. Nur wenige Straßen vom Hauptsitz von Weltbank und IWF in Washington entfernt liegen die Armenviertel der Stadt, von denen die Mitarbeiter der Institute ebenso wenig wüßten wie von den Ländern, über deren Schicksal sie urteilen: »Das Elend der Welt reicht bis an die Schwelle des Weißen Hauses. Durch einen seltsamen Fluch gelingt es dem Imperium nicht, die zahllosen Opfer zu verstecken, die es jeden Tag produziert.« (S. 217) »Söldlinge« und »Feuerteufel« nennt Ziegler die Mitarbeiter der internationalen ökonomischen Organisationen, weil sie – trotz aller Skrupel, die einzelne von ihnen haben mögen – in ihrer Praxis faktisch »immer zugunsten des Auslandskapitals und der inländischen herrschenden Klassen« (S. 180) agieren. Ihr vermeintlich »apolitisches« Verhalten hält er für Heuchelei. »In der Praxis steht nämlich der IWF im ständigen unmittelbaren Dienst der Außenpolitik der USA« (S. 191) – was er mit Beispielen zu belegen sucht. Er gesteht internationalen Institutionen aber auch relative Eigenständigkeit zu: »Denn die WTO [...] ist in Wahrheit eine imperiale Macht, fürchterlich in ihrem Zorn und souverän in den von ihr verhängten Sanktionen.« (S. 150)

Auch wenn etwa die Ideologen der Weltbank ihre »Theorien verändern und neuen Gegebenheiten anpassen, bleibt ihre Praxis doch immer dieselbe. Sie entspringt der reinen Banker-Mentalität, was die systematische Ausbeutung der betreffenden Populationen und die erzwungene Öffnung ihrer Länder für die Beutejäger des globalisierten Kapitals impliziert« (S. 168). Die Stärke des Verfassers, Roß und Reiter zu nennen, überzieht, wenn hinter der Personalisierung der Verhältnisse Strukturzusammenhänge verschwinden.

Treibende Kräfte der wachsenden Ungleichheit seien die »Beutejäger«. Ziegler schimpft über ihre »wilde Gier nach Erfolg, nach maximalem Profit, nach Macht«, nach »Blutgeld«, die die »Seins- und Handlungsweise der Oligarchien des globalisierten Kapitals« kennzeichnen (S. 79). Zwar herrsche zwischen diesen Oligarchien ein »erbarmungsloser Krieg« (S. 77), wenn es aber um gemeinsame Interessen gehe, herrschten Korruption und »Ausplünderung der Staaten der Dritten Welt« vor (S. 81). Als »die Agonie des Staates« (S. 95 ff.) kennzeichnet Ziegler (auf Habermas und Dahrendorf gestützt) die Folgen der Globalisierung, die Rolle staatlicher Politiken verfehlend. Angewidert, aber als durchaus zutreffend zitiert er den ehemaligen Präsidenten der Bundesbank Tietmeyer: »Von nun an stehen sie unter der Kontrolle der Finanzmärkte!« (S. 99). Diese pauschale Vereinseitigung reduziert die neoliberale Globalisierung auf einen ökonomischen Prozeß.

Dies wird auch an der Skizze der Entstehung und Wirkungsweise der Steueroasen – dem »Paradies der Piraten« (S. 130 ff.) – deutlich. An den Steueroasen erkennt Ziegler einen grundlegenden Konflikt zwischen »Beutejägern und republikanischen, demokratischen Staaten«: »Die neuen Herrscher wollen die Ordnung der stateless global governance errichten, der planetarischen Regierung ohne Staat, in der die WTO und einige andere für sie arbeitende Behörden die wenigen Regeln festlegen, die für das Funktionieren des monopolistischen Finanzkapitals [...] notwendig sind.« (S. 130 f.) Er versetzt sich in die Gedankenwelt seiner negativen Protagonisten: »Den meisten Herrschern ist es ontologisch [...] unerträglich, Steuern zu zahlen (das Gleiche gilt natürlich für Sozialabgaben, Zölle

u. ä.). Die Steuer kommt für sie einer Konfiszierung gleich.« Sie betrachten »sich selbst als einzigen Motor der Wirtschaft« und den Staat als »verschwenderisch, unproduktiv« – »Steuer ist [...] Diebstahl« (S. 131). Die Rolle der Politik bleibt dabei im dunkeln.

Nach dem Zerfall der Sowjetunion hätten »die Gebieter des Kapitals« nicht »auf die multilaterale Organisation der kollektiven Sicherheit« gesetzt, sondern »auf die militärische Schlagkraft der amerikanischen Supermacht« (S. 34). Das klingt deutlich, verfehlt jedoch die Realität: Nach 1990 wurde zunächst nicht auf die militärische Karte gesetzt, sondern auf eine Form neoliberaler Globalisierung, die staatliche Interventionen zugunsten einer Freisetzung der Marktkräfte beschränken sollte und dies multilateral zu institutionalisieren suchte. Dies änderte sich erst zum Ende der zweiten Amtszeit der Regierung Clinton. Ziegler sitzt einem Voluntarismus auf, wenn er dahinter die souveräne »Entscheidung« einiger Oligarchen vermutet. Da er sie nicht zu fassen bekommt, begreift Ziegler die Methode der Herrschenden nicht als Kampf um Ideen oder demokratische Mehrheiten – »stattdessen: Schweigen. Absolute Diskretion. Verweigerung der Antwort. [...] Die Weltherrschaft des globalisierten Kapitals ist so gut wie unsichtbar.« (S. 251)

Um den »Feind« sichtbar zu machen, steht dann doch wieder ein Staat, die USA, im Zentrum der Entwicklung: Sie sind kein »National-Staat« im üblichen Sinn, sondern »ein Imperium, das mit seinen Streitkräften – zu Wasser, zu Lande, in der Luft und im Welt-raum – [...] die ständige Expansion der oligarchischen Weltordnung garantiert.« (S. 35) »Die Arroganz«, mit der dieses Imperium bei der Verfolgung der Ziele von Finanz- und Machteliten vorgeht, »ist grenzenlos« (S. 35). Ergebnis sei eine »Privatisierung des Planeten«, die gleichbedeutend sei »mit dem Ausschluss und der territorialen Einsperrung der Armen« (S. 65). Die dahinterstehende »Ideologie, welche die Globalisierung legitimieren soll«, wird Ziegler zu einem »einzigen großen Täuschungsmanöver« (S. 69). Angesichts solcher Vereinfachungen bleibt unklar, warum sich der größte Teil der Weltbevölkerung manipulieren läßt. Jegliche Differenzierung geht ihm verloren, wenn er von Chomsky die

Unterscheidung von drei Formen totalitärer Macht im 20. und 21. Jahrhundert aufnimmt: Bolschewismus, Nationalsozialismus und das neoliberale Diktum des »TINA« (There Is No Alternative) (S. 250).

Die Hoffnung auf eine Demokratisierung der Welt verbindet Ziegler mit der »neuen planetarischen Zivilgesellschaft«. Da die »Gewaltsamkeit des Kapitals [...] die normative Kraft des Staates weitgehend gelähmt« habe (S. 224), sei die traditionelle Basis souveräner demokratischer Willensbildung keine Grundlage mehr für eine Alternative. Auch auf die UNO könne man nicht bauen. Neue »Fronten des Widerstands« (S. 238 ff.) und »Waffen des Kampfes« (S. 250 ff.) gegen die vermeintliche Alternativlosigkeit entwickelten sich. Dazu gehöre eine »Wiederaneignung des öffentlichen Raums« (S. 262), durch welche die »Kombattanten« »das Schweigen der neuen Herrscher zu brechen und ihr Treiben aufzudecken« (S. 262) in der Lage seien. Ziegler hat ein aufrüttelndes Pamphlet verfaßt, »große Worte« dominieren, es fehlt ihm jedoch an analytischer Schärfe.

MARIO CANDEIAS

Peter Bender:
Weltmacht Amerika.
Das Neue Rom,
Klett-Cotta Stuttgart 2003 ,
295 S. (19,50 €)

Vergleiche zwischen den USA und dem Römischen Reich werden in jüngster Zeit häufig gezogen. Das ist kein Zufall. Seit über einem Jahrzehnt sind die USA die einzige Weltmacht, allen andern Staaten überlegen. Wer in Europa in die Geschichte schaut und Parallelen sucht, findet sie nur im Römischen Reich, das ab dem 2. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, nach der Niederrichtung Karthagos, uneingeschränkt den Mittelmeerraum, den Makrokosmos der antiken Welt, beherrschte. Die Komparation bezieht sich vornehmlich auf den politischen und militärischen Bereich, auf die imperialen Bestrebungen beider Mächte, wobei die Vergleichsmöglichkeiten vor allem bei der Ökonomie und der inneren

Struktur beider Reiche groß sind. Pax Romana bzw. Pax Americana sind in diesem Zusammenhang die am häufigsten gebrauchten Schlüsselworte.

Benders Buch gehört zweifellos zu den fundiertesten und spannendsten – Rom und die USA vergleichenden – Publikationen. Beides trifft man nicht allzu häufig in einer Publikation an. Daß der Leser bei Bender diese ebenso seltene wie erfreuliche Kombination genießen kann, hat natürlich sehr viel mit dem Autor selbst zu tun. Der Journalist und politische Publizist Bender hat erstens über mehrere Jahrzehnte die politischen Auseinandersetzungen zwischen den USA und der Sowjetunion sowie zwischen der Bundesrepublik und der DDR aus beruflichen Gründen aufmerksam verfolgt. Seine Erfahrungen aus dieser Zeit erlauben ihm ein treffendes Urteil über Machtpolitik. Zweitens ist Bender aber auch promovierter Althistoriker, Kenner des antiken Rom. Und drittens ist der Autor ein Publizist von Format. Der treffende, brillante Stil des Verfassers zeichnet auch den vorliegenden Band aus. Da wird auf den ersten Blick zurückhaltend geschildert und locker erzählt, fast möchte man glauben, geplauscht. Doch jeder Satz stimmt.

Wenn in Benders Buch auch die Analyse der beiden Mächte nach dem zweiten punischen Krieg bzw. nach dem Ende des Kalten Krieges im Vordergrund steht, geht er doch in seiner vergleichenden Darstellung psychologischer Faktoren bei der Kriegsführung sowie der Entwicklung der politischen und militärischen Strategie beider Staaten zeitlich weit, fast bis an die Anfänge zurück, um zu zeigen, was in der Gegenwart vielfach vergessen ist: Rom und die USA wurden nicht zu Supermächten nach einem vorgegebenen Plan. Ihre Politiker waren zunächst überzeugte »Isolationisten«, die ihre Aktivitäten gern auf die italienische Halbinsel bzw. den amerikanischen Kontinent beschränkt hätten. Römer und Amerikaner griffen in das Geschehen der übrigen Welt zunächst nur von Fall zu Fall ein: Immer wenn sie bedroht waren oder sich bedroht fühlten.

Hatten sie diese Gefährdung einmal mit kriegerischen Mitteln überwunden, so sorgten sie dafür, daß ihre Gegner nicht wieder hoch kamen. Irgendwann wurden so »Rom und

Amerika die ersten Weltmächte ihrer Zeit, danach waren sie die einzigen« (S. 184).

Ab einem bestimmten Zeitpunkt jedoch, im 2. Jahrhundert v. u. Z., nach Roms Sieg über Hannibal bzw. im Jahrzehnt nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion scheinen die machtpolitischen Bestrebungen beider Länder aber dann doch zunehmend unvergleichlich zu werden. Denn Rom schuf bekanntlich in einer Reihe von Kriegszügen gegen die hellenistischen Staaten sein schließlich den gesamten Mittelmeerraum umfassendes Weltreich, während die USA nach ihren siegreichen Feldzügen in Afghanistan und dem Irak nicht daran denken, eroberte Länder als neue Bundesstaaten einzusammeln. Doch wer Bender aufmerksam liest, findet bald, daß die Parallelen zwischen dem alten und dem neuen Rom bis in unsere Gegenwart hinein reichen.

Nach seinen Siegen gedachten die Senatoren der Römischen Republik den östlichen Mittelmeerraum zwar unter strikter Kontrolle zu halten, aber nicht selbst zu regieren, um nicht die Last der unmittelbaren Verantwortung für die eroberten Länder zu tragen. Die Römer wollten herrschen, aber nicht regieren. Die früher selbständigen Staaten wurden zu Klientelstaaten Roms. Offiziell blieben die griechischen Staaten unabhängig und konnten sich unter römischem Schutz frei von diktatorischen Nachbarn entwickeln. Bender zitiert den römischen Proconsul Flaminus, der anlässlich der Isthmischen Spiele im Frühsommer 196 v. u. Z. in Korinth den dorthin zusammengeströmten Griechen verkündete: »Wir geben Freiheit und Selbstverwaltung, ohne Besatzungen hineinzulegen, ohne Tributzahlungen zu fordern.« (S. 135).

In Wahrheit unterstützten die Römer aber jene Vertreter des wohlhabenden Bürgertums in den griechischen Stadtstaaten, die im Interesse Roms Politik zu machen bereit waren, weil sie sich von dem »Weltgendarm« Unterstützung im Kampf gegen die Ärmeren und Armen, die die große Mehrzahl in ihren Staaten waren, erhofften.

Dem Volk blieb dieser Zusammenhang und die Zusammenarbeit »ihrer« Regierungen mit der Hegemonialmacht nicht verborgen. Es gab in der Bevölkerung Unzufriedenheit, Haß auf Rom und die »Rom-Knechte«, sogar Aufstände. Der römische Senat mußte in solchen

Fällen mit seinen Legionen erneut eingreifen, um Ruhe und Ordnung, den »römischen Frieden« wieder herzustellen.

Solange es irgend ging, hielt die Römische Republik im östlichen Mittelmeerraum an dem für sie bequemeren Klientelstaatensystem fest. Die Einrichtung von Provinzen war nur der letzte Notbehelf, um abhängige Staaten, die man nicht sich selbst überlassen konnte, weil sie zu Heimstätten ständiger Unruhe geworden waren, unter Kontrolle zu halten. Und der Provinzen wurden mit der Zeit immer mehr.

Die neuen Klientelstaaten der USA, Afghanistan und Irak, sind als solche noch im Entstehen begriffen. Das soll in diesem Jahr »demokratisch legitimiert« werden. 2005 soll auch der Irak eine demokratisch legitimierte Regierung von USA-Gnaden erhalten. Aber schon jetzt gelten die neuen bzw. zukünftigen Regierungen dieser Länder im Volke als USA-hörig und werden teilweise bereits bekämpft.

Der Leser wird durch die Lektüre dieser Passagen von Benders Buch angeregt zu fragen, ob das Klientelstaatensystem, das von Rom angestrebt wurde und nach vergleichsweise kurzer Zeit versagte, für die USA seinen Zweck erfüllen wird, ob es für die Vereinigten Staaten bei der von ihnen bevorzugten direkten Machtausübung bleiben kann. Oder werden sich die USA bequemen müssen, die einmal eroberten Länder wirklich zu besetzen und in »Provinzen«, in welchem Verhältnis zu den USA diese auch immer stehen werden, zu verwandeln, das einmal Eroberte zu einem »Empire« weiter zu entwickeln? Wird die amerikanische Regierung diese Herausforderung, die Rom für vier Jahrhunderte meisterte, auch nur für Jahrzehnte zu verkraften in der Lage sein?

Was damit gesagt werden soll: Benders Buch ist nicht nur interessant bezüglich mancher Ähnlichkeiten von USA und Römischen Reich in der Vergangenheit, es schärft auch den Blick für das, was vor unseren Augen in der Gegenwart abläuft und erlaubt Fragen nach den Chancen der amerikanischen Welt-herrschaftsbestrebungen in der Zukunft.

JÖRG ROESLER